Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 31 (1948)
Heft: 11

Artikel: Zum 120. Todestag Schuberts : Schubert und die Biedermeierzeit
Autor: Wolfgang, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409876

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

loren hat, wenn man es hinter die Kirchenmauern verbannt. Die Kirchen haben sich dafür einzusetzen, daß das Leben wieder mehr menschliche Substanz erhält. Ihre erste Aufgabe liegt in der Vertiefung des Lebens durch gegenseitige persönliche Beziehungen innerhalb kleiner Gruppen.

In der Erörterung der Frage, ob die Kirchen politisieren sollen, stellt man sich auf den Standpunkt, daß sie weltoffen sein sollen und sich mit den wichtigen Fragen in der Welt auseinandersetzen müssen. Doch darf sich die Kirche nicht mit irgendeiner politischen Partei identifizieren, auch nicht so handeln, als ob sie eine politische Partei wäre. «Die Menschlichkeit», so heißt es in einem Beschluß der Konferenz, kann nur in der «freien Gesellschaft» gewahrt werden. Die «freie Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die das Gewissen ihrer Mitglieder als die entscheidende Quelle schöpferischer Impulse respektiert, die Früchte gemeinschaftlicher Arbeit gerecht verteilt, die fundamentalen Menschenrechte hochschätzt und Toleranz übt.»

Nicht ohne Interesse ist die Einstellung der Kirche zum Demokratiebegriff. Wir lesen hierüber: «Die Demokratien unserer Zeit können nicht in jeder Beziehung als wirklich freie Gesellschaften angesprochen werden. Der fundamentale Gegensatz besteht nicht unbedingt zwischen den westlichen Demokratien und Rußland, sondern zwischen jenen, welche für die freie Gesellschaft, und jenen, die dagegen arbeiten. Entscheidend ist allerdings, ob das Volk das Recht hat, seine Regierung zu kritisieren, sie zur Rechenschaft zu ziehen und, wenn nötig zu ändern.»

So vielversprechend all diese Anzeichen einer Umkehr und Einkehr auch sind, so ist es wohl abwegig, zu glauben, die Kirche werde nun ans Werk gehen und die soziale Frage etwa im Geiste eines freiheitlichen Sozialismus zu lösen suchen. Gewiß kann sie es nicht bei diesen Vorsätzen bleiben lassen und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie zur Lösung der sozialen Frage und zur Linderung der Not ihren Teil beitragen wird, schon aus Gründen der Selbsterhaltung.

Den Kirchen wird es nicht leicht fallen, die schlimmen Auswirkungen der unchristlichen Haltung der Christenheit zu beseitigen, aber sie haben erkannt, daß sie den im Bereiche des täglichen und materiellen Lebens liegenden Problemen nicht mehr ausweichen können.

«Aber was hilft es», um mit einer schweizerischen unabhängigen schweizerischen Wochenzeitung («Demokrat», Heiden) zu sprechen, «die unchristlichen Grundlagen des Kommunismus sowjetischer Prägung zu verurteilen, was nützt die Aechtung des Neuheidentums eines Lenin, Stalin und Genossen, wenn man den Balken im eigenen Auge nicht sieht und Angst hat davor, über die kapitalistische Hydra zu Gericht zu sitzen.»

«Die Menschen, wenigstens diejenigen, die das Denken noch nicht ganz verlernt haben, haben nun endlich genug von den frommen Sprüchen, in denen man ihnen plausibel machen will, all die Ungerechtigkeiten und das Ungemach in unserer Welt sei ‚Gottes Wille'. Die gescheiten Christen verlangen von den Kirchen heute mehr als salbungsvolle Trostworte, sanfte Gläubigkeit und pseudochristliches Handeln in Form von Wohl- und Mildtätigkeit.»

Solche und ähnliche Kritiken an Kirche und Christentum können wir in der politischen Presse wohl hin und wieder zu Gesicht bekommen, aber in ihrer Haltung sind die Zeitungen mit wenigen Ausnahmen so unberechenbar, daß sie zur Bildung einer festen Meinung und einer innern Ueberzeugung eigentlich herzlich wenig beitragen. Namentlich wenn die Kirche zur Stützung der sogenannten historischen Parteien aufgerufen und im Kampfe gegen Sozialismus und Unglauben benötigt wird, dann schweigen gewöhnlich diese Journalisten und verbünden sich mit den reaktionärsten Mächten, wenn es um Sein oder Nichtsein oder auch nur um Schmälerung ihrer Vorrechte geht. Uebrigens ist ja die Kirche, namentlich die katholische, an solchen Auseinandersetzungen nicht wenig interessiert, beruht doch ihre geistige Macht weitgehend auf Geld und andern nicht unbedeutenden Besitztümern. Weltanschau-

Keine Toleranz für die Feinde der Toleranz!

F. Salzmann

Zum 120. Todestag Schuberts:

Schubert und die Biedermeierzeit

Am 19. November jährt sich zum 120. Male der Todestag Franz Schuberts, den eine frivole Legende zum Urtyp des feuchtfröhlichen Wieners gestempelt hat. Kitschige Operetten, Romane und Filme haben zu dieser verlogenen Tradition das Ihre beigetragen.

Schubert — der «gemütliche Urwiener» mit dem slawischen Rundschädel — stammt von mährischen Bauern und Beamten her. Er, der Schöpfer des deutschen Liedes, fand zu Lebzeiten keine Anerkennung. Er darbte und, in Vorahnung seines frühen Todes, schrieb er wie ein Gehetzter von früh bis spät. Wenn ihn abends Freunde gelegentlich auf einen «guten Tropfen» ausführten, hatte er gewöhnlich noch nichts im Magen. Er litt an häufigen Depressionen und vielleicht auch an einer Blutkrankheit — Tatsache ist, daß seine Scheu vor den Frauen ihm aufgezwungen worden war und daß er sich in Liebessehnsucht verzehrte, ohne sie stillen zu dürfen. Diese wenigen Vorbemerkungen dürften genügen, die Tragik eines Lebens zu zeigen, das für leichtlebigen Frohsinn verkannt wird.

Um Schuberts Größen und Schwächen zu erkennen, muß man sich über jene Zeit klar werden, die ihn geschaffen hat.

Die große bürgerliche Revolution in Frankreich war am Feudalabsolutismus Europas nicht spurlos vorbeigegangen. In Oesterreich versuchte die Metternich'sche Reaktion noch zeitweise eine Schranke gegen das junge, aufstrebende Bürgertum aufzurichten, das wirtschaftlich stark genug war, die Herrschaft zu übernehmen, politisch aber geknebelt wurde. Die dämmernde Demokratie konnte verkrüppelt, nicht aber vernichtet werden.

Beethoven — der an Simrock schrieb, er glaube solange nicht an Revolution, als der Wiener noch Braunbier und Würstel hat — war der Exponent der Französischen Revolution gewesen. Schubert ist das Kind der Konterrevolution mit ihrer Zerrissenheit zwischen bürgerlichen Idealen und feudalistischen Formen. Diese Zeit, die nicht realistisch sein durfte, konnte nur romantisch sein.

Die ständige Angst vor Metternichts Schergen und Spitzeln verhinderte die Entwicklung einer klassischen Literatur in Oesterreich (in diesem Punkte wirkte sich die politische Zerrissenheit und Uneinigkeit Deutschlands günstiger aus). Grillparzer war ein in Verbitterung resignierter Versuch gewesen. — Aber die Furcht, durch Worte dem Verderben anheimzufallen, drängte die Wiener zur Musik als einem Aeußerungsventil, daher spezialisierten sie sich auf diesem Gebiete. So wurde Wien die Musikmetropole.

Die Epoche des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts ist in Oesterreich durch jene Zwitterstellung gekennzeichnet, die man nach einer stehenden Karikaturfigur das «Biedermeier» genannt hat. Im Wien der Kongreßzeit — dem politischen und zeitweise auch kulturellen Zentrum Deutschlands — konnte man nicht weltabgewandt träumen wie Novalis oder Mörike. Da man nicht schimpfen durfte, erlaubte man sich zu lachen. Ferdinand Raimund versetzte die Ideale des Bürgertums in die Geister- und Feen-

liche Gegensätze zwischen Kirche und christlichen Kapitalisten bilden ja in den seltensten Fällen ein Hindernis im Kampf um die «höchsten Güter der Menschheit».

Jedenfalls hat der Kapitalismus in der Schweiz nicht zu befürchten, daß hier die Kirche, die katholische noch weniger als die protestantische (von den vielen Sekten der letzteren gar nicht zu reden) ihren Kurs ändern und sich durch eine innere Revolution läutern und neu gestalten wird. Diese Auffassung drängt sich uns neuerdings auf, wenn wir an das erinnern, was die beiden Vertreter des schweizerischen Protestantismus, Prof. *Karl Barth* und Prof. *Emil Brunner*, an der Amsterdamer Weltkirchenkonferenz gesagt haben. Prof. Brunner warnte vor allem vor der Verstaatlichung der Industrie. Die großkapitalistische Presse unseres Landes, besonders die NZZ., hatte nicht genug des Lobes über die Tätigkeit dieser beiden «bedeutendsten und einflußreichsten Theologen der Gegenwart». In einer Abhandlung «Oekumenische Porträts» lesen wir u. a.: «Barth schwimmt in diesem ökumenischen Ozean, als ob er sich seit langem in diesem gefährlichen Gewässer bewegt hätte. Aber er hebt auch immer wieder den theologischen Finger auf, wie seinerzeit bei seinem Vortrag in unserm frühern ökumenischen Seminar über ‚Die Kirche und die Kirchen', wenn die ökumenische Bewegung in einen übertriebenen Aktivismus oder christlichen Humanismus hineinsegeln will.» Und weiter heißt es: «Er lebt dabei seinen Zuhörern einen so überzeugenden Humor vor, daß zwei Erzbischöfe diesen enragierten Kongregationalisten gleich unter den Arm nahmen und mit ihm einen untheologischen Spaziergang durch die demokratischen Straßen Amsterdams unternahmen. Aber Brunner steht sachlich und theologisch den Amerikanern näher. Er hat nicht nur freundliche Anwandlungen, sondern auch ein Englisch, das sofort Freundschaft erzeugt, und eine Theologie, die mit dem einen Auge nach dem Himmel und mit dem andern nach der Erde ausschauen kann, ohne dabei irgendwohin zu schielen.» Ist es nicht verdächtig, wir möchten vielmehr sagen, etwas unbescheiden, wenn von diesen beiden Herren behauptet wird, sie hätten der Konferenz gut getan und ihr theologisches Alphorn hätte von großer Höhe über diese ganze Welt hin getönt. «Wir wollen froh sein,» so schreibt der Verfasser (Adolf Keller) des erwähnten Artikels, daß wir zwei solcher «theologischer Kerle» haben, die mit ihren lachenden Wahrheiten ebenso stark wirken wie mit ihrem unerbittlichen Ernst.»

Daß die Reaktionsweise der katholischen Presse auf einen so höflich gearteten Protestantismus nur eine ebenso höfliche und zustimmende sein konnte, kann uns nicht verwundern. Redaktor Karl Wick betont denn auch im «Vaterland», daß die Beschlüsse von Amsterdam nichts anderes sind als die Grundsätze, wie sie in der Enzyklika «Quadragesimo anno» niedergelegt sind.

Aus den in Amsterdam gefaßten Resolutionen lassen sich folgende Schlüsse ziehen: Die Kirche wird die soziale Frage nicht lösen, wenigstens nicht im Sinne einer grundlegenden Umwälzung von Wirtschaft und Gesellschaft. Sie versucht wohl, soweit ihr dies im Rahmen ihrer Verbundenheit und Interessengemeinschaft mit der bestehenden Ordnung möglich ist, die größten Härten und krassesten Ungerechtigkeiten zu mildern, aber im Prinzip stehen sich Sozialismus und Christentum, wie August Bebel sagte, einander gegenüber wie Feuer und Wasser. Diese Behauptung Bebels deckt sich übrigens vollauf mit der in der Enzyklika «Quadragesimo anno» unzweideutig niedergelegten Erklärung, die folgendermaßen lautet: «Der Sozialismus, gleichviel, ob als Lehre, als geschichtliche Erscheinung oder als Bewegung, auch nachdem er in den genannten Stücken der Wahrheit und Gerechtigkeit Raum gibt, bleibt mit der Lehre der katholischen Kirche immer unvereinbar — er müßte denn aufhören, Sozialismus zu sein: der Gegensatz zwischen sozialistischer und christlicher Gesellschaftsordnnug ist unüberbrückbar.»

Wir wollen unsere Betrachtungen über die Amsterdamer Weltkirchenkonferenz nicht abschließen, ohne auch einen Blick zu werfen auf eine Bewegung, die als die «Moralische Aufrüstung» in die geistige und kulturelle Entwicklung einzugreifen sucht, und die sich unser liebliches Caux am Genfersee als Treffpunkt auserkoren hat. Anlaß zu dieser kurzen Auseinandersetzung gibt uns eine kürzlich in einer deutschen Zeitschrift erschienene Abhandlung, aus der geschlossen werden kann, daß der Verfasser derselben sehr viel Verständnis besitzt für die Notwendigkeiten unserer Zeit und für eine mora-

---

welt, in der es lustig hergeht und alles besteht, was man hienieden missen muß. Die irdischen Konflikte werden durch das Eingreifen dieser höheren Mächte gelöst. — Aber schon Nestroy steigt nach einem ersten ähnlichen Versuch in die Vorstadt nieder, und was er nicht offen aussprechen durfte — obwohl er für Extempores von der Bühne herab oft genug bestraft wurde —, das gab er auf satirische Art zu verstehen. Sein «Zerrissener» ist das Prototyp des damaligen Wieners, dessen seelisches Ventil die Ironie war.

Schubert und alle Männer seiner Zeit waren «Zerrissene»; einer seiner Freunde, der Dichter Mayerhofer, war von Natur aus ein Revolutionär, er mußte aber sein Brot als Aufsichtsbeamter der Metternich'schen Zensur verdienen. Er verfiel in Schwermut und nach Schuberts Tod dem Bazillenwahn (Schubert soll am damaligen Wiener Wasser, d. h. an Typhus gestorben sein). Eines Tages stürzte er sich aus dem dritten Stockwerk auf die Straße. Grillparzer wurde ein griesgrämiger Sonderling; Schuhmann starb im Irrenhaus; Raimund und Lenau endeten durch Selbstmord. Die Mittelmäßigkeiten gediehen, die Talente verfielen in Hypochondrie.

Schubert ist ein klares Produkt dieser Zwiespältigkeit zwischen angeborenem Frohsinn und erworbener Melancholie, mit Depressionen, vor denen man in den Rausch flüchtete. In seinem Tagebuch vermerkte Schubert einmal: «Ein froher Sinn — ein leichtes Herz. Aber ein leichter Sinn verbirgt oft ein schweres Herz.»

Dies ist die Grundstimmung Schubert'scher Musik und wer nicht selbst aus scheinbar fröhlichen Stellen die Schwermut heraushört, hat Schubert nie begriffen. Er hatte nicht Beethovens auflehnenden Trotz in sich und konnte nicht begreifen, wie man es nur wagen dürfte, den Autoritäten entgegenzutreten. Er war weich, lyrisch-romantisch, unzuverlässig als Mensch, von Krankheit und Hunger früh zerbrochen. Und er litt am Weibe, das ihm versagt war (alle Geschichten über seine Liebschaften sind Erfindung). So opferte er in Strömen sein Herzblut der Muse. Opus 1, den «Erlkönig», schrieb er mit 19, die «Unvollendete» mit 25 und liegt mit 31 Jahren auf der Totenbahre. Am 19. November 1828 hatte Franz Peter Schubert ausgelitten — nicht ausgerungen wie Beethoven, der Titan — ein stiller Dulder, der sich vor der Einsamkeit fürchtete. Kurz vor seinem Tode entstand das Adagio aus dem Streichquintett op. 165: ein verhaltenes, unhaltbares Schluchzen eines tiefunglücklichen Menschenkindes, dem bewußt geworden war, daß alles verloren und vertan ist . . . *Otto Wolfgang.*

Katholische Aktion

Oft hört man von Protestanten den Ausspruch, «ob katholisch oder protestantisch, das ist doch gleichgültig, wir haben ja den gleichen Herrgott!»

Dieser Ausspruch ist naiv; er verrät den arglosen Glauben der Protestanten, die Katholiken dächten auch so.

Das ist leider nicht der Fall. Die katholische Kirche nennt sich nicht ohne Grund «ecclesia militans» — kämpfende Kirche; sie führt einen erbitterten Kampf gegen alle Andersdenkenden und be-